

SALZBURGER FESTSPIELE

Der Boxer steht im Licht

Die Auferstehung des Vätermörders: Achim Freyer verwandelt George Enescus Oper «*Œdipe*» in ein grandioses Traumtheater

ELEONORE BÜNING, SALZBURG

Zuerst ein Lamento-Intervall: Chiffre der Trauer. Dazu das Tremolo: Chiffre des Schreckens. Kontrabässe tasten sich sachte rückwärts und abwärts, unterdessen wird ein Kindlein sichtbar, nackt und allein liegt es in der Salzburger Felsenreitschule auf einer schrägen, schwarzen Fläche, die vollgekrakelt ist mit wirren Kreide-Runen. Es strampelt und spielt mit Händen, Zehen, Genitalien und hat einen unverwechselbar original-freyerschen Wasserkopf, einen runden Riesen-schädel mit blauen Glupschaugen, den garantiert sofort jeder wiedererkennt, der in den letzten fünfzig Jahren einmal fürs Theater geschwärmt hat.

Ja, Achim Freyer hat es wieder getan. Er hat noch einmal seinen alten Traumzaubermantel vom Dachboden geholt, um ihn auszubreiten über einen ganzen Opernabend. Vielerlei verschiedene Geschichten hat Freyer schon auf diese Weise abgewandelt und sich einverleibt, er hat sie übermalt mit Metaphern und Archetypen, Ironie und Sur-

Auch diesmal sind sie alle wieder da, die Artisten und Clowns, die Chimären und Alraunen.

realismus. Hat Opernhelden ausgestattet mit Pappköpfen, Tierfratzen oder Riesenbrüsten und sie verfremdet zu Monstern oder Harlekins, umgeben mit Zwergen und Stelzenläufern. Auch diesmal sind sie alle wieder da, die Artisten und Clowns, die Chimären und Alraunen. Keine Spur von edler Einfachheit, stiller Grösse zielt die antike Geschichte von Ödipus, der den Vater erschlug und die Mutter zur Frau nahm.

Verkanntes Meisterwerk

Mehr als ein halbes Dutzend Mal wurde sie schon vertont, aber nur eine einzige Bühnenkomposition erzählt Akt für Akt die gesamte Lebensgeschichte dieses von Gott und der Welt Verlassenen, vom Tag seiner Geburt in Theben über die Jugend in Korinth bis zu Verban-

Bei ihm trifft jeder Schlag: Christopher Maltman in der Rolle des *Œdipe*. M. RITTERSHAUS / SF

nung und Tod im heiligen Hain auf Kolonos. Viele, die «*Œdipe*», einzige Oper des rumänischen Komponisten George Enescu, einmal gehört haben, bezeugen: Hier handele es sich um ein musikalisches Meisterwerk.

Und doch war ihr nach der spektakulären Uraufführung 1936 in Paris

kein dauerhafter Erfolg beschieden. Nur insgesamt fünfzehn Mal wurde sie seither neu inszeniert, bis heute gibt es keine gedruckte Partitur. Erstens, weil «*Œdipe*», changierend zwischen Wagnerismus und Verismo, spätromantischer Tonalität und Vierteltonigkeit, weder stilistisch noch politisch ins Fortschritts-

portfolio der Avantgarde passte. Zweitens ist die Oper aufwendig: Dreizehn Solisten müssen sein, dazu Chor samt Kinderchor, Tänzer, Statisten, Bühnenmusik sowie ein Sinfonieorchester von Festspielformat, mit doppelt besetztem Holz und Blech, Klavier, Celesta, Harmonium, Glockenspiel.

Trotz ihrer überbordenden Farbenfülle wirkt die Musik freilich allezeit klar und durchhörbar, ihre dramatische Komplexität erschliesst sich, wie in einer klassischen französischen Tragédie lyrique, unmittelbar aus der Deklamation. «Kein Pathos, keine Wiederholungen, kein unnötiges Geschwätz», hatte Enescu dazu einmal im Interview gesagt: «Das Publikum darf sich nicht langweilen. Der Hörer muss den Text verstehen.»

Passt! An diesem Premierenabend sind jedenfalls alle ganz Auge und Ohr im Festspielhaus, niemand schläft. Dafür sorgt, neben der entfesselten freyerschen Phantasie, die der Musik allemal genügend Raum zur Entfaltung lässt, vor allem Ingo Metzmaker, der die phantastisch aufgelegten Wiener Philharmoniker mit Schwung und Präzision durch das agogisch pulsierende Meer aus Klangpracht navigiert.

Das Königspaar in Slow Motion

Gleich zu Beginn, als Oberpriester und Volk zu boulevardeskem Harfenplinkern den königlichen Nachwuchs begrüssen, gräbt ein schwarzer Schatten bereits im Hintergrund dessen Grab. Flammen züngeln, Wasser rauscht, Menetekel kommen und gehen. Im Zeitlupentempo schnürt der blinde Seher Tirésias (John Tomlinson) vorbei, bohnenstangenlang, er wird dreimal aufs Stichwort wiederkehren, um machtvoll dröhnend seine Orakelsprüche zu überbringen. Auch König Laios (Michael Colvin) und Königin Jocaste (Annik Morel) bewegen sich in Slow Motion: er von Kopf bis Fuss ein aufgebläser Plastik-Transformer, sie ganz eitle blaue Blume. Der Transformerkönig will das hässliche Baby *Œdipe* loswerden, er durchsticht ihm mit dem Laserschwert mythosgerecht den Fuss. Was bleibt dem Kleinen da anderes übrig, als rote Boxershorts anzuziehen?

Im zweiten Akt ist *Œdipe* hübscher geworden, ein Muskelpaket um die zwanzig, noch immer trägt er seine Boxershorts. Christopher Maltman leiht ihm seine grosse, samtige, sichere Baritonstimme. Aus dem Schnürboden fallen schwarze Riesenstränen, die sich als

probate Säcke fürs Boxtraining erweisen, und siehe da: Jeder Schlag trifft, bei Blitz und Donner, sie sind zugleich das Mordinstrument. Als wären es die Wasser der Lethe, so quellen drei Stoffbänder aus dem Bühnenboden, die sich, von Zauberhand bewegt, zur Weggabelung formieren – jener Kreuzung, wo sich die Prophezeiung erfüllt und *Œdipe* zum Mörder wird. Eine grausige Szene, flankiert vom Aufbäumen des Orchesters: Schatten streunen vorbei, Hieronymus-Bosch-Tiere kriechen herein, halb Schere, halb Regenwurm, und Eve-Maud Hubeaux als düster leuchtende Sphinx, halb Zelt, halb pinkfarbene Plüschqueen, lacht sich tot zum Glissandoklang der singenden Säge.

Das Spiel geht auf

Im dritten Akt hat es der Boxer geschafft: Er ist König von Theben, Gatte der Mutter, zugleich Vater seiner Geschwister. Doch dann wird er aufgeklärt. In den Fensterhöhlen der magisch ver-

Trotz ihrer überbordenden Farbenfülle wirkt die Musik allezeit klar und durchhörbar.

kleideten Felsenreitschule leuchtet es auf, Créon nebst Phorbos legen Zeugnis ab, die Thebaner spucken Horror-Töne, und *Œdipe* blendet sich selbst. Rote Tränenschnüre laufen über seinen schneeweissen Boxer-Bademantel, als ihn Antigone ins Exil führt.

Am Ende aber haben Enescu und sein Librettist Edmond Fleg eigens einen vierten Akt erfunden, darin Blinde wieder sehend werden. Selbst die Musik wird hell und durchsichtig, tröstlich ziehen Chorstimmen oratorische Linien durch die Luft, Pathos inklusive. Ergreifend Maltmans letztes, grosses Arioso: wie in dem alten Song von Simon und Garfunkel steht der Boxer im Licht, als ein Mensch und Kämpfer von Beruf. Rollt sich anschliessend wieder zusammen, und spielt mit Händen, mit Füßen. Das Spiel geht auf. Es ist, wie in den guten alten Zeiten: wunderbar.

Das Christentum hat es einfacher als der Islam

Eine die Vernunft Gottes spiegelnde Schöpfungsordnung lässt den Menschen partizipieren. Eine Replik auf Laila Mirzos von Martin Grichting

Laila Mirzo hat kürzlich die These vertreten, ein aufgeklärter Mensch könne sich nur von Mohammed und damit vom Islam distanzieren. Es dürfte ein frommer Wunsch bleiben, dass dies massenweise geschehen wird. Denn realistisch kann ein friedliches Zusammenleben mit Muslimen nicht dadurch erreicht werden, dass diese aufhören, solche zu sein. Vielmehr muss das Bemühen innerhalb der muslimischen Gemeinschaften, aber auch der Umgang mit ihnen, darauf abzielen, zu einer pluralismusverträglichen Auslegung ihrer religiösen Quellen zu gelangen. Vor diesem Problem stand auch die Christenheit nach der Katastrophe des Dreissigjährigen Kriegs.

Worum es geht, hat im Jahr 1686 der Frühaufklärer Pierre Bayle in seinem Kommentar zur Toleranz dargelegt. Er vertraute darauf, dass dem Menschen vom Schöpfer ein natürliches Licht der Vernunft geschenkt sei. Dieses lasse ihn zweifelsfrei die Grundsätze vernünftigen Denkens und der Unterscheidung von Gut und Böse erkennen. Deshalb gelte ausgehend von der Bibel: «Wenn man aufgrund einer wortgetreuen Aus-

legung dem Menschen aufträgt, Verbrechen zu begehen oder (...) Handlungen, die das natürliche Licht, die Vorschriften des Dekalogs und die Sittenlehre des Evangeliums uns verwehren, dann kann man ganz gewiss sein, ihm eine falsche Bedeutung zu geben und dem Volk anstelle der göttlichen Offenbarung seine eigenen Vorstellungen, seine Leidenschaften und seine Vorurteile zu unterbreiten.»

Die Vernunft Gottes

Voraussetzung einer mit dem Pluralismus verträglichen Auslegung religiöser Quellen ist also die Annahme einer dem Menschen bereits vor der religiösen Offenbarung eingesenkten Vernunft. Sie ist die den religiösen Quellen vorgelagerte Richterin, die bestimmt, dass das, was gegen ihre Grundsätze verstösst, nicht wahr und nicht gut ist. Das Christentum hatte es hierbei zweifellos einfacher als der Islam, weil es vor der biblischen Wortoffenbarung von einer «säkularen» Schöpfungsordnung ausgeht, der die natürliche Vernunft angehört. Diese wird nicht aufgehoben von

der später erfolgenden Selbstoffenbarung Gottes durch die Propheten und Jesus Christus. Denn Gott selbst ist ja der «Logos», also die Vernunft, an der er den Menschen partizipieren lässt. Eine solche die Vernunft Gottes spiegelnde Schöpfungsordnung aus den Quellen des Islam zu destillieren, gehört deshalb zu den Bedingungen der Möglichkeit einer pluralismusfähigen Auslegung seiner Texte.

Nur wenn diese Relecture gelingt, wird der Islam mit anderen Religionen auf dem gleichen Territorium friedlich koexistieren können. Sonst wird sich stets die Frage stellen, ob man eine intolerante Religion tolerieren dürfe. Es war ebenfalls Bayle, der sich schon hundert Jahre vor der Französischen Revolution damit auseinandergesetzt hat. Sein Urteil war klar: «Eine Gruppierung, die, wenn sie die stärkste wäre, keine andere tolerieren und Gewissenszwang ausüben würde, darf nicht toleriert werden.» Als von Frankreich nach den Niederlanden exilierter Hugenotte fügte er hinzu: «Nun, eine solche ist die katholische Kirche. Also ist sie nicht zu tolerieren.»

Zu diesem Ergebnis kommt, gemünzt auf den Islam, auch Laila Mirzo. Die Beispiele der katholischen Kirche sowie vorrevolutionärer protestantischer Orthodoxien zeigen jedoch, dass ein mit dem Licht der Vernunft getätigtes Neubedenken der eigenen Quellen möglich ist. Bekanntlich hat das gedauert, auch bedingt durch die Vermischung von Staat und Kirche, verwirklicht in der Amalgamierung von Adel und katholischer Kirchenhierarchie sowie in kommunalisierten Christentümern im anglikanisch-protestantischen Bereich des vorrevolutionären Europa. Letztlich muss man heute darauf hoffen und hinarbeiten, dass eine ähnliche Entwicklung im Islam in Gang kommt. In den ersten Jahrhunderten seiner Existenz gab es sehr wohl Ansätze dazu. Auch diesbezügliche Bemühungen des Imam von Bordeaux, Tareq Oubrou, wären hier zu nennen.

Aufgabe der Christen

Eine solche Evolution wäre übrigens durchaus im Sinne Bayles. Als Lessing avant la lettre hat er hundert Jahre vor «Nathan dem Weisen» geschrieben:

«Wenn jeder die Toleranz pflegen würde, für die ich eintrete, würde in einem aus zehn verschiedenen Sekten zusammengesetzten Staate dieselbe Eintracht herrschen wie in einer Stadt, in der sich Gewerbe verschiedener Art wechselseitig stützen. Alles, was sich daraus ergeben könnte, wäre ein ehrlicher Wettbewerb darüber, wer sich in Frömmigkeit, guten Sitten und der Wissenschaft am meisten auszeichnen würde; eine jede (Religion) würde sich in der Bezeugung eines grossen Fleisses, gute Werke zu verrichten, rühmen, die beste Freundin Gottes zu sein.» Aus christlicher Sicht kann man sich dem heute anschliessen. Denn es stimmt mit dem Gleichnis Jesu vom Weizen und vom Unkraut überein (Matthäus 13, 24–30). Letzteres soll ja nicht vor der Zeit ausgerissen werden. Man soll beides wachsen lassen bis zur Ernte und damit das Urteil Gott überlassen. Aufgabe der Christen ist es in dieser Welt und Zeit, sich als Weizen zu erweisen. Und das ist schwierig genug.

Martin Grichting ist Generalvikar des Bistums Chur.